

In der steirischen Strudelzeit

Graz von aussen

Paul Jandl

Städte, die sich selbst genügen, haben es leicht. Sie heissen einfach Innsbruck oder Klagenfurt und müssen sich den Kopf nicht darüber zerbrechen, wie sie sind - denn sie sind ohnehin einfach so. Graz ist anders. Was hat diese Stadt in den vergangenen Jahrzehnten an Mühen auf sich genommen, um sich immer wieder aufs Neue zu erfinden. Dabei muss man gar nicht vom Kulturhauptstadtjahr reden. Zwei Anthologien sind erschienen. Die eine, aus dem Jahr 1985, heisst „Graz von innen“ und die andere, in schöner Konsequenz, „Graz von aussen“, sie ist 2003 herausgekommen. „Graz von innen“ und „Graz von aussen“, das klingt ohne Zweifel vielversprechender als „Klagenfurt von innen“ und „Klagenfurt von aussen“. Aber warum? Ich beginne mit einer Behauptung. Graz ist eine Stadt, die ein Bild von sich hat. Ein Bild, an dem man ernsthaft arbeitet. Man macht ein paar Striche und schaut es wieder an. Man macht ein europäisches Kulturhauptstadtjahr, und sieht, dass danach vieles nicht mehr beim Alten ist.

Im Buch „Graz von aussen“ lese ich einen schönen Aufsatz von Franz Schuh mit dem Titel: „Graz, die Stadt der Gegensätze“. Franz Schuh ist ja ein Weltbürger der Befindlichkeit und so ist er auch als Fremder in Graz ganz bei sich zu Hause. Sein Resümee über die Metropole an der Mur lautet: „Durch und durch eine unerträgliche Stadt, wunderschön!“ Das ist ohne Zweifel ein durchwachsenes Urteil, aber es ist doch ein Kompliment. Es zeigt den Skeptiker bei der Arbeit, und es zeigt, wie er seine Schlüsse zieht. Als Skeptiker schliesslich aber ist Franz Schuh mit den Kollegen, die über Graz etwas zu sagen haben, einig. Graz ist eine

von Herzen geliebte Stadt. Wer von den Nichtgrazern aber auf sich hält, wird sagen, dass er hier nicht leben will. Graz hat seine Tücken. Es ist die Stadt eines Übermuts, der rasch umschlagen kann in Melancholie. So wie der Blick von der erhabenen Lage des Schlossbergs hinuntergleiten kann zur Mur, wo traurig die sogenannte Murinsel in den Fluten treibt. Nicht umsonst hat Wolfgang Bauer in dieser Stadt und für diese Stadt die sogenannte „Strudelzeit“ erfunden, eine Zeit die sich zieht. Wer jemals an einem Sonn- oder Feiertag die menschen- und selbst hundeleere Grazer Altstadt durchquert hat, wird wissen, was damit gemeint ist. Es ist eine gefühlte Ausnahmeerscheinung, eine Art physikalisches Mikroklima, das es sonst vielleicht nur in der Wiener Josefstadt gibt. Ich weiss wovon ich spreche, denn ich lebe in der Josefstadt, und diese Übereinstimmung mit dortigen Verhältnissen ist es vielleicht auch, die mich für Graz einnimmt.

Als Kulturjournalist wünscht man sich, dass so etwas wie Graz gelingen möge. Dass diese Stadt prototypisch erfüllt, was man sich von einem aufs beste geregelten Kunstleben eben erwartet. Alles soll da sein. Und in Graz ist wirklich alles da. Es gibt das Schauspielhaus und die Oper, ein Literaturhaus, um das man lange gerungen hat, und das Filmfestival „Diagonale“. Es gibt die „Camera Austria“ und überhaupt das Joanneum, in dem vom Neuseeländischen Lappenhopf über Rembrandt bis zu altsteirischen Schnürtrachten alles zu haben ist. Es gibt die „Grazer Gruppe“ nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Architektur. Was also will man mehr? „Was besteht, ist veraltet“, heisst es apodiktisch in Oswald Wieners „roman“ „verbesserung von mitteleuropa“, der sicher nicht ganz zufällig in den Grazer „manuskripten“ zuerst erschienen ist. Das Bestehende ist das Erreichte. Tatsächlich werden die nächsten zehn Jahre wohl entscheidend sein für das Grazer Kulturleben. Es vollzieht sich ein Generationswechsel, bei dem die alten Recken mit

ihren tatsächlichen und ihren mythischen Verdiensten die angestammten Plätze verlassen werden. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Alfred Kolleritsch und Wolfgang Bauer während des Kulturhauptstadtjahres. Im Dämmerlicht des Palais Attems wirkten beide etwas wehrlos gegen das, was die smarte Selbstvermarktung der Stadt da auf die Beine gestellt hatte. Aber es gibt wohl keinen Schritt mehr zurück. So wie es früher einmal war, wird's nimmermehr. Den Grazer Inkarnationen des Aufbruchs wird man ewig dankbar sein, aber war es nicht auch schon Ironie, wenn Peter Handke zum Tod des damals 64-jährigen Wolfgang Bauer sagte, dass damit „wieder ein Stück grosses junges Graz zugrunde geht“. Die Nostalgie ist die Bürde von Graz und seine Freude, man ist trunken von sich selbst und ernüchtert zugleich. Es ist ein virtueller Zustand, ein literarischer nahezu, in dem die Menschen hier leben müssen. Und es ist auch kein Wunder, dass die Grazer Literatur bis heute ein eher zwiespältiges Verhältnis zu Wirklichkeit hat.

Wo liegt Graz? Es liegt in der Steiermark, natürlich. Aber es gibt auch das Kunst-Graz, und das liegt im Feuilleton. Ab den sechziger Jahren hat es sich dort einen Platz erobert, um den andere österreichische Städte die steirische Metropole nur beneiden können. Wo es Zweifel gibt, gibt es die Archive. Und dort stehen exakte Zahlen. Genau 239 mal im vergangenen Jahr ist Graz in den grösseren deutschsprachigen Feuilletons von der *FAZ* über die *Süddeutsche* bis zur *Neuen Zürcher Zeitung* vorgekommen. Linz scheint 121 mal auf, Innsbruck 99 mal und St. Pölten ganze achtzehn mal. Salzburg, kein Wunder, wird im Feuilleton des letzten Jahres 807 mal genannt. Man kennt das luxuriöse Elend dieser Variante der Hochkultur. So ist Graz nicht. Diese Stadt ist bescheiden. Der Pomp ist ihre Sache nicht, und auch das Feuilleton muss keine allzu feierliche Miene aufsetzen, wenn es um Graz geht.

Graz ist eine Stadt, die wie geschaffen ist fürs Feuilleton. Sie hat zahlreiche Kristallisationsorte, wo sich der Geist verdichtet, und sie hat eben das Gegenteil: Punkte, an denen er sich seltsam verdünnt. Seit den sechziger Jahren, wo man immer noch gegen ein dumpfes Nachkriegsklima ankämpfen musste, gegen ein Klima, das durchsetzt war mit handgreiflichen Relikten des Autoritären, hat sich vieles geändert. Dass «das Grazer Geistesleben sanft vertrottelt ist», vermutete damals Hans Magnus Enzensberger im «Spiegel». Doch da war man schon angetreten, dem kulturellen Leben der Steiermark ein wenig aufzuhelfen. Im Spätherbst 1960 wurden – was muss ich Ihnen erzählen - hektographierte Blätter zur Eröffnung des nachmalig berühmten und lange berüchtigten «Forum Stadtpark» verteilt. Der Titel der hundert Exemplare war ebenso schlicht wie ihr drucktechnisches Verfahren: «manuskripte». Fast fünfzig Jahre danach ist aus der Vorläufigkeit längst eine Institution geworden. Die schiere Dauer und die Handschrift Alfred Kolleritschs haben der Zeitschrift einen Platz gesichert, an dem diese selbst ebenso etabliert ist, wie es in den Gründungszeiten ihre geistigen Gegner waren: «wer noch überlieferungssaturiert von ewigen werten, unveränderlichen normen und der kunst spricht, von unumstösslichen wahrheiten und formen, von weiser übereinstimmung mit der natur, ehrfürchtigem staunen vor dem ganzen und der schaffung eines sinns im alleingang, der lügt.» Man lese diese sogenannten „marginalien“ in der Zeitschrift „manuskripte“ und man wird den Lauf der Zeiten bemerken. Man lese die saftigen „marginalien“ aber auch zur Stärkung des eigenen Immunsystems. Ich zitiere: „wer nur aus den beständen argumentiert, den wird die weltstunde bestrafen, der selbstgefällige geistplatonismus muss zu fall kommen.“ So alttestamentarisch zornig rief es etwa 1965 aus der Bekenntnisrubrik der „manuskripte“. In den sechziger Jahren

sind ein paar Grazer Autoren zusammengekommen um das zu überwinden, was sie die „aarnochische“ Literatur nannten. Auch wenn der Aar in der steirischen Landeshymne immer noch haust – informieren Sie mich bitte, wenn er das nicht mehr tut! - über Graz kreisen längst nicht mehr die Totenvögel einer steirischen Antimoderne. Gerade am Beispiel Graz kann man sehen, wie das Ländlich-Konservative durch Progressives aller Art überwunden wurde. Wie die sogenannte Avantgarde sich zuerst gegen die selbsternannten Zensoren und das Volksempfinden durchgesetzt hat, um dann ebenfalls überwunden zu werden. Von sich selbst und von der Postmoderne. Die alten Spuren des Neuen sind in Graz heute auf Schritt und Tritt zu spüren, und was jetzt an zeitgenössisch Neuem dazukommt, ist nicht mehr eine Frage von Revolutionen, sondern des Designs. Spätestens seit dem Kulturhauptstadtjahr hat Graz sein Design. Was 2003 gebaut wurde, wird die Kultur der Stadt nicht nur im architektonischen Sinn prägen, sondern auch im inhaltlichen. Die Häuser sind bezogen, und der jetzt in Angriff zu nehmende Museumsquadrant ist die Quadratur eines historisch zu nennenden Zirkels. Eine Vollendung dessen, was in den letzten Jahren geschehen ist. Man wünscht sich ja immer, dass die Kulturpolitik Geld in die Hand nimmt, um in einer kongenialen Geste das zu unterstützen, was in geistigen und künstlerischen Dingen immer schon verschwenderisch war. Mit dem Museumsquadranten könnte das Joanneum das symbolische Kapital, ein grosses aufklärerisches Universalmuseum zu sein, in ein tatsächliches umsetzen. Was dieses hypertrophe Gebilde des Wissens und des Sammelns wirklich ist, könnte sich dann zeigen. Wenn denn der Museumsquadrant 2011 in der geplanten Form fertig ist, und ich hoffe, dass sich daran nichts ändert, dann hat Graz wohl nicht nur einen neuen Anziehungspunkt, sondern dann dürfte auch eine urbane Problemzone beseitigt sein.

Wer sich den Dingen von aussen nähert, der ist kein Insider. Er behält sich das Recht vor, zu irren. Wie Graz wirklich ist, das wissen sie selbst, und ob der Umstand, ein Grazer Insider zu sein, ein erfreulicher ist oder nicht, will ich nicht entscheiden. Apropos „von aussen“: Im Grazer Kulturleben gibt es ja nicht wenige, die für eine gewisse Zeit da sind und dann wieder fort. Es ist das ambulante Expertentum des Kulturbetriebs: Er holt sich gute Leute aus renommierten Städten des Auslands, um das eigene Renommee zu heben. Im heutigen Graz gelingt das aufs allerbeste. Man kann in Dresden geboren sein oder in Czestochowa. Und das ist alles andere als ein Nachteil. Denn in einer Stadt, die die Grösse von Graz hat, ist man schnell befreundet oder schlimmer noch: einander verpflichtet. Wenn ich mich nicht täusche, dann war Graz immer schon ein guter Boden professionell nutzbar gemachter Beziehungen. Von aussen sehen solche Seilschaften immer etwas sonderbar aus. Aber auch die Feindschaften, oder sagen wir besser: Konkurrenzen, können für den Betrachter kurios sein.

Dass auf diesen wenigen Quadratmetern Stadtboden ein Peter Weibel und ein Peter Pakesch miteinander ringen, und dass das Gebilde aus Kulturpolitik, Intendanten und Medien das Bild einer Laokoongruppe Grazer Kulturbeschäftigter abgibt, hat seinen eigenwilligen Reiz. Im Luxuriösen gedeiht auch der Neid, und von aussen will es scheinen, als seien diese von lokalen Zeitungen mit anfeuerndem Interesse begleiteten Stellungskämpfe doch sehr privater Natur. In diesen Dingen geht es in Graz vielleicht nicht anders zu als in Wien oder in Eisenstadt. Wolfgang Bauer hat ein Stück geschrieben, das insgeheim, wie ich glaube, kulturbetriebliche und kulturpolitische Vorgänge dieser Art beschreibt. Es heisst „Magnetküsse“ und stammt aus dem Jahr 1976. Die Figuren des surrealen Stücks sitzen im Kreis. Einer mischt Karten und ruft: „Gut gemischt!“, dann gibt er das Päckchen weiter. So geht es

reihum, und jeder tut und jeder hat recht. So ist es in Graz und auch sonstwo, und man darf dabei die wesentlichen Dinge nicht aus den Augen verlieren: Wie spannend und vielseitig in dieser Stadt mit Kunst und Kultur umgegangen wird. Und man muss nicht einmal sagen: immer noch.

Wenn der „steirische herbst“ dabei ist, die soziale Funktion der Kunst neu zu entdecken, dann ist das Ergebnis in zweierlei Hinsicht erfreulich. Der „steirische herbst“ des letzten Jahres hat sich wieder hinausbegeben in die Stadt, und er hat sich hinausbegeben zu den Künstlern. Das Ergebnis war ein stichhaltiges Programm, das geographisch von Graz bis Grönland gereicht hat, und inhaltlich von der privaten Angst bis zu den tatsächlichen gesellschaftlichen Bedrohungen. Der „steirische herbst“ hat gezeigt, wie sich die Lebenswelten durchdringen, wie das Ich marginalisiert wird, obwohl die Wirtschaft dem Menschen die Individualisierung als letzten Schrei verkauft. Es braucht beim „steirischen herbst“ keine verblasenen Diskurse, um das intellektuelle Niveau zu halten. Es braucht einen Blick für die richtigen Zusammenhänge, um sie zu einem Bild zu ordnen. Und was das betrifft, scheint mir das Grazer Festival mindestens so erfolgreich wie die fix bespielten Häuser der Stadt. Quer durch die Sparten ist der Wille zu erkennen, das Kontingente und Flüchtige zu fassen zu bekommen. Das Kunsthaus hat mit seinem Propädeutikum des Sehens, mit seinen Ausstellungen „Einbildung“ und „Bewegliche Teile“, etwas Wesentliches erzeugt. Ein durchlässiges und überraschendes Kontinuum der Kunst. Wege werden hier geöffnet, auf die man sich einlassen kann. Und auch das Folgende, von der John-Baldessari-Schau über Liz Lerner und Maria Lassnig bis zur japanischen Kunst und zu Werner Reiterer, war wohl in diesem Sinn zu verstehen. Was das Kunsthaus macht, ist kein auf Hochglanz polierter Ausstellungsbetrieb, dem es allein um Perfektion

und um Besucherzahlen geht. Es ist ein Laboratorium. Und in dieser Funktion der eigenwilligen Architektur des Hauses kongenial. Wieviele Jahre kann es dauern, bis die Konturen eines neu geordneten Joanneums klar geworden sind? Bis die angeschlossenen Anstalten, die die Verdienste von Jahrzehnten vorzuweisen haben, sich darüber beruhigen können, dass sie Teile eines nunmehr marktfähigen Ganzen sind? Das Grazer Kunsthaus ist mehr als nur ein Fähnlein auf der Karte des internationalen Museumsbetriebs. Und das ist sehr schnell gegangen. Das Theater ist naturgemäss noch wendiger. Das Grazer Schauspielhaus ist dabei, zu zeigen, wo Europa liegt, und wo in diesem Europa heute Graz liegt. Wenn Graz immer schon versucht hat, das österreichische Kulturleben zu dezentralisieren, sich von Wien nicht zur Provinz stempeln zu lassen, so sind die Kräfteverhältnisse heute etwas anders verteilt. Graz liegt seit dem Fall des eisernen Vorhangs und der EU-Osterweiterung weniger denn je an der Peripherie. Es kann sich als Zentrum neu erfinden. Vielleicht sind es subtile Zusammenhänge, aber ich glaube, dass man am Programm des Schauspielhauses erkennen kann, was es mit diesem neuen Graz und dem neuen Europa auf sich hat. Nestroy – geschenkt! Man stirbt nicht ungestraft in einer Stadt wie Graz! Aber da sind noch Tschechow und Stasiuk, Horváth und Sasa Stanišić, Schnitzler und Wolf Haas, Kafka und Händl Klaus. Ein Panorama der Heimaten, Zeiten und Richtungen, das weit in europäische Landschaften hinausweist, und dem Grazer klar macht, dass es ein Leben gibt hinter Seiersberg. Man kann am Grazer Schauspielhaus Tschechows „Platonow“ in internationalem Format sehen und einen Franzobel in eher nationalem, aber auch das deckt die Bandbreite lokaler Energien ab.

So ist Graz. Und nirgendwo sonst liegen Kleinmut und Grösse so eng beisammen. Graz kann viel grösser sein, als es nach demographischen

Gesichtspunkten eigentlich ist, und es kann sich klein machen. Dann hat es etwas Grämliches und Selbstbezogenes. Aber vielleicht ist gerade das auch wieder die Wurzel eines produktiven Überschwangs. Sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf herauszuziehen, das ist einer langen Reihe von Grazer Künstlern gelungen. Das elementare Buch „Wie die Grazer auszogen, die Literatur zu erobern“ ist 1975 erschienen, und es hat schon in seinem epochalen Titel deutlich gemacht, worum es geht. Die Grazer Schriftsteller, die im Sammelband vorkommen, sind über die Stadt hinausgewachsen, und sie waren nicht die letzten. Alfred Kolleritsch, der ebenfalls im Buch gewürdigt wird, hat schon 1963 geschrieben: „Graz soll nicht in der Steiermark liegen, sondern in Europa!“ Ich würde sagen, dass Graz längst einer der Fixpunkte in einem plurizentrischen Europa ist, aber manchmal ist es eben nur das Zentrum seiner selbst. Waren die Debatten um die Arbeit des Grazer Kunsthauses am Beginn des Jahres mehr als nur eine Posse? Unfreiwillig, und das heisst immer: verräterisch, war die Komik eines polemischen Artikels in der *Kleinen Zeitung*. Die Ressentiments und die Sehnsüchte einer als Debattenbeitrag getarnten Kunstferne waren evident. Wer lieber die Rolltreppen bei Kastner & Öhler benützt, als die Travelators des Kunsthauses, wer sich beim Brantweiner wohler fühlt, als bei walisischen Konzeptkünstlern, der ist als Publikum ohnehin verloren. Der Kulturredakteur als Imitator von Volkes Stimme – das ist der Gratismus des Populismus, der gar nicht weiss, was er da anrichtet. Der konzertierte Aufschrei internationaler Ausstellungsmacher und Museumsleute war vor allem deshalb gerecht, weil er ja nicht den lokalen Redakteur gemeint hat, sondern die Fetische des Kunstbetriebs. Die Besucherzahlen sind ein Indikator für die Akzeptanz eines Hauses, aber auch ein Indikator für die Richtigkeit von Binsenweisheiten. Es bleibt in der Kunst ein Rest des Elitären. Und das hat nichts mit Eliten zu

tun, sondern mit Anstrengung. Wer auf wohlfeile Berausung aus ist, der wird sich tatsächlich beim Brantweiner besser aufgehoben fühlen. Schon wahr: Ohne Kompromisse ist das kulturelle Leben einer Stadt nicht zu gestalten. Und wenn es um Kompromisse geht, ist Graz auch über das notwendige Mass hinaus erfinderisch. Man baut das spektakuläre Kunsthaus, das „Iconic Building“, wie Peter Cook und Colin Fournier es nennen und lässt zur Sicherheit davor die tarnenden Büsche und Bäume stehen. Ich habe kürzlich eine Nachfahrin des Wiener-Werkstätte-Künstlers Kolo Mosers erzählen gehört, dass bei ihren Grosseltern Klimts „Hoffnung I“ im Schlafzimmer gehangen habe, und zwar an einem äusserst passenden Ort. Das später exorbitant wertvolle, aber wegen des darauf zu sehenden nackten Mädchens schon damals delikate Bild hing neben dem Fenster hinter dem Vorhang. Das heisst, es hing tagsüber hinter dem Vorhang, weil er ja vom Fenster weggezogen war. Nachts aber, wenn die Eltern allein im Schlafzimmer und die Vorhänge zugezogen waren, war das Bild in voller Schönheit zu sehen. Man gönnt sich die Erotik der avancierten Form und versteckt sie schamhaft hinter den Büschen des Murufers. So ist dem Naturschutz der Stadtbildbewahrer gedient und der Progressive kann sich an dem erfreuen, was findige Marktstrategen „Friendly Alien“ nennen. Immerhin: Wenn es Nacht wird, dann kann man sehen, wie das Kunsthaus neben all dem Gestrüpp freundlich hervorleuchtet. So ist Graz, Graz von innen. Im gleichnamigen Buch findet sich ein schönes Gedicht von Wolfgang Bauer, und darin heisst es: „tremorige Dichter / verschütten den Rotwein auf ihren weinroten modernden Samt. / Im Stadtpark ists finster. / Die leise Strassenbahn am Ende einer Winternacht / mag dein Glück sein.“ So sagt es der Grazer. Der Nichtgrazer heisst beispielsweise Friedrich Achleitner und sein Resümee ist kurz: «Ich fahre immer wieder gerne nach Graz, aber auch gerne wieder weg.»

